

Insel

Robert  
Walser  
Liebes-  
geschichten

Der Schweizer Dichter Robert Walser, geboren am 15. 4. 1878 in Biel, gestorben am 25. 12. 1956 in Herisau, wird endlich nicht nur als der bedeutendste Schweizer Autor seit Gottfried Keller wiederentdeckt, sondern auch erstmals als einer der wichtigsten deutschsprachigen Autoren des 20. Jahrhunderts einem großen Lesepublikum zugänglich.

Von den mehr als tausend Kurzgeschichten, die Robert Walser in den drei Jahrzehnten seiner schriftstellerischen Produktivität geschrieben hat, bis er sich im Alter von 51 Jahren in ein psychiatrisches Krankenhaus einweisen ließ, sind nahezu der zehnte Teil Liebesgeschichten. Eine Auswahl des zu seinem 100. Geburtstag erschienenen Bandes »Liebesgeschichten« wird hier vorgelegt. In der Reihenfolge ihrer Entstehung zeigen sie die Entwicklung eines Autors, der – zeitlebens unverheiratet – allem Erotischen gegenüber aufgeschlossen und allem Neuen gegenüber erotisch reagierte. Mit der ihm eigenen Verletzbarkeit und mit der Exponiertheit des unfreiwilligen Außenseiters hat er auch diese besondere Spielart zwischenmenschlicher Beziehungen in allen ihren Erscheinungsformen und ihren Brechungen an den gesellschaftlichen Konventionen, Ritualen und Verkümmern dargestellt. Ob er nun das Wunschdenken der Pubertät, den »weichen Kerker der Ehe«, melancholisch-verschmitzte Parabeln über die Unfixierbarkeit des Glücks, ob er Spielarten der Eifersucht, des Ehebruchs oder in eigenwilligen Nacherzählungen die erotische Trivialliteratur entlarvt und parodiert, niemals ist seine Sympathie auf der Seite stagnierender Konventionen, immer aber bei der Spontaneität, beim Leben, bei der Veränderung und meistens bei der Frau.

»Robert Walser besitzt überzeugende künstlerische Kraft, wuchernde Phantasie, ein Auge, das vorgibt, nicht weiter zu blicken als bis dorthin, wo gestrickt und gehäkelt wird«, jedoch ein Auge, welches eine Tiefendimension ausgelotet und erfaßt hat, die den Rang eines Schriftstellers wie Franz Kafka ausmacht.« *Wolf Wondratschek*

insel taschenbuch 2897

Robert Walser

Liebesgeschichten





Robert Walser  
Ausgewählte  
Liebesgeschichten

Zusammengestellt von  
Volker Michels

Insel Verlag

3. Auflage 2015

Erste Auflage 2003

insel taschenbuch 2897

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2003

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-34597-8

## Inhalt

Simon .....	9
Skizze .....	16
Meta .....	18
Der Bursche .....	21
Der Nachen .....	23
Die Einladung .....	24
Das Liebespaar .....	26
Das Eisenbahn-Abenteuer .....	28
Das Veilchen .....	30
Die Fee .....	32
Der Liebesbrief .....	34
Schwärmerei .....	36
Zwei Frauen .....	38
Das Ehepaar .....	41
Rosa .....	45
Eine verflixte Geschichte .....	53
Berta .....	56
Der andere Junggeselle .....	58
Die italienische Novelle .....	61
[Sehnsucht nach einem Dolch] .....	64
Der Kamerad .....	66
Freundschaftsbrief .....	69
Liebespaare .....	71
Eine Geschichte .....	74
Darf man sein Versprechen brechen? .....	76
Die Geliebte .....	79
Die Schöne und der Treue .....	81
Der Liebende und die Unbekannte .....	82
Schwäche und Stärke .....	84

Die Einzige .....	87
Gretchen .....	88
Edith's Anbeter .....	90
Parzival schreibt an seine Freundin .....	94
Wenn Schwache sich für stark halten .....	97
Storch und Stachelschwein .....	99
Edith und der Knabe .....	103
Balzac-Phantasie .....	107
Die Dame mit dem Brief .....	111
Der Kuß .....	114
Schwäche kann eine Stärke sein .....	118
Schriftsteller und Haushälterin .....	121
Liebesgeschichte .....	125
Drei Komödien .....	127
Mann und Frau .....	132
Über zwei kleine Romane .....	135
Nachwort .....	140

# Simon

## *Eine Liebesgeschichte*

Simon war zwanzig Jahre alt, als ihm eines Abends in den Sinn kam, er könnte so, wie er gerade im weichen, grünen Moose am Wege lag, fortwandern und Page werden. Dies sprach er sehr laut in die Luft hinauf zu den Tannengipfeln, welche, ich weiß nicht, ob es wahr oder erlogen ist, ihre scheinheiligen Bärte schüttelten und ein stummes, tanzapfenartiges Gelächter anstimmten, welches unserem Mann auf die Beine half und ihn antrieb, sofort das zu werden, wozu ihn eine unbändige Lust anfeuerte. Jetzt hat er sich erhoben und marschiert ins Blaue oder Grüne hinein, ohne sich um eine geographische Richtung zu kümmern. Kümmern wir uns ein wenig um sein Äußeres! Er hat lange, für einen angehenden anmarschierenden Pagen viel zu lange Beine, welche seinem Gang etwas Tölpelhaftes geben. Seine Schuhe sind schlecht, seine Hose ideal zerrissen, sein Rock voller Flecken, sein Gesicht ist ein unzartes Gesicht, und sein Hut, um auf das oberste zu kommen, kommt langsam in eine Form hinein, in die ihn unsorgfältige Behandlung und geringer Stoff mit der Zeit bringen müssen. Er, der Hut, sitzt auf ihm, dem Kopf, wie ein verschobener Sargdeckel, oder wie der blecherne Deckel auf einer alten rostigen Bratpfanne. Wirklich, der Kopf ist beinahe kupferrot und hat nichts gegen einen gebratenen Vergleich einzuwenden. An Simons Rücken (wir, die Erzählung, gehen jetzt immer hinter ihm her) hängt eine alte wüste Mandoline, und wir sehen, wie er dieselbe in die Hand nimmt und darauf zu zupfen anfängt. O Wunder! Welch einen silbernen Klang birgt

dieses alte magere Instrument. Ist es nicht, als wenn liebliche weiße Engel auf goldenen Geigen spielten! Der Wald ist eine Kirche und die Musik, welche tönt, wie die eines alten ehrwürdigen italienischen Meisters. Wie zart er spielt, wie weich er singt, dieser rohe Bengel. Wahrhaftig, wir verlieben uns in ihn, wenn er nicht bald aufhört. Er hört auf, und wir haben Zeit, uns auf neuen Atem zu besinnen.

Wie seltsam, dachte Simon, als er aus dem Wald heraustrat und bald wieder in einen neuen hineinkam, wie seltsam, daß die Welt keine Pagen mehr hat. Hat sie denn etwa keine schönen, großen Frauenzimmer mehr? Wohl nicht, denn ich besinne mich, die Poetin unserer Stadt, der ich meine Gedichte zusandte, war dick, behäbig und majestätisch genug, um eines beweglichen Pagen zu bedürfen. Was tut sie wohl jetzt. Denkt sie wohl noch an mich, der ich sie anschwärmte? Mit solchen Gedanken und Empfindungen brachte er es ein Stück Weg weiter. Die Wiesen schimmerten, als er neuerdings aus dem Wald heraustrat, wie ausgeschüttetes Gold, die Bäume darauf waren weiß, grünlich, grün, und so saftig, daß er lachen mußte. Die Wolken lagen träge und breit am Himmel wie ausgestreckte Katzen. Simon streichelte in Gedanken ihr farbiges weiches Fell. Dazwischen lag Blau von wunderbarer Frische und Feuchte. Die Vögel sangen, die Luft zitterte, der Äther triefte von Wohlgerüchen, und in der Ferne lagen felsige Berge, zu denen unser Bursche nun geradenwegs hinlief. Schon fing der Weg an zu steigen, und schon fing es an, zu dunkeln. Simon griff wieder in die Mandoline, auf welcher er Zauberer war. Die Erzählung setzt sich hinten wieder auf einen Stein und horcht ganz verblüfft. Unterdessen gewinnt der Verfasser Zeit, auszuruhen.

Es ist ein mühseliges Geschäft, Geschichten erzählen. Immer hinter solch einem langbeinigen, mandolinenspielen-

den romantischen Bengel herlaufen und horchen, was er singt, denkt, fühlt und spricht. Und der rohe Schurke von Page läuft immer, und wir müssen hinter ihm herlaufen, als ob wir wahrhaftig des Pagen Page wären. Hört weiter, geduldige Leser, wenn ihr noch Ohren habt, denn jetzt machen bald verschiedene Personen ihre untertänigsten Reverenzen. Es wird lustiger. Ein Schloß zeigt sich; Welch ein Fund für einen burgruinensuchenden Pagen. Nun zeige deine Kunst, Kind, oder du bist verloren. Und er zeigt sie. Er singt die Dame an, welche sich auf dem Balkon im ersten Stock zeigt, mit so süßer, lügenhafter Stimme, daß das Herz der Dame notwendigerweise gerührt wird. Wir haben ein dunkles, märchenhaftes Schloß, wir haben Felsen, Tannen, Pagen, nein, nur einen Pagen, ja, unsern Simon, welcher in diesem Augenblick alle lieblichen Pagen der Welt in seiner zierlichen, oben beschriebenen Person vereinigt. Wir haben Gesang und Mandolinenton, wir haben Süßigkeit, welche der Knabe seinem Instrument zu entlocken weiß. Es ist bereits Nacht, Sterne schimmern, Mond brennt, Luft küßt, und wir haben, was wir unbedingt haben müssen, eine milde, weiße, herablächelnde Dame, welche mit der Hand heraufwinkt. Der Gesang hat im Herzen der Frau Platz genommen, denn es ist ja ein so einfacher, lieber, süßer Gesang. »Komm herauf, lieber, süßer, schöner, gefühlvoller Knabe!« Wir hören noch das Jubilieren, das Schluchzen vor Freude, das einen kurzen Augenblick aus der Kehle von dem glücklichen Kerl die Nacht durchdringt; wir sehen seinen Schatten verschwinden, und nun ist draußen alles Stille und Schatten.

Der Verfasser grübelt nun aus seiner gequälten Phantasie hervor, was seine Augen nicht mehr sehen dürfen. Die Phantasie hat durchdringende Augen. Keine zehnmétrige Mauer, kein noch so schwarzer giftiger Schatten hemmt ihren Blick,

der Mauern und Schatten wie ein Netz durchsieht. Der Page flog die breite, teppichbelegte Treppe hinauf, und wie er oben ankam, stand seine gnädige Herrin im schneeweißen Kleid am Eingang und zog Simon mit der Hand hinein, auf welche derselbe seinen heißen Atem hauchte. Alle die Händeküsserei zu beschreiben, die nun folgt, erlasse man uns. Keine Stelle der schönen Arme, Hände, Finger, Fingernägel blieb von den gierigen roten Lippen ungeküßt, und diese Lippen schwollen ganz auf bei dem galanten Geschäft. Deshalb, jetzt merken wir, haben Pagen stets solche wie zwei Seiten eines Buches aufgeschlagene Lippen. Lesen wir ruhig, was die Sprache darin weitererzählt.

Die Frau, nachdem sie dem Knaben Einhalt geboten, erzählte ihm in vertraulicher Weise, etwa so, wie man zu einem klugen anhänglichen und treuen Hund spricht, daß sie sehr einsam sei, daß sie nachts immer auf dem Balkon stehe, daß die Sehnsucht nach einem unsagbaren Etwas sie keine angenehme gedankenlose Stunde verbringen ließe. Sie strich Simon das rauhe Haar von der Stirne weg, berührte seinen Mund, tastete an seinen glühenden Wangen und sagte mehrere Male hintereinander: »Lieber, guter Knabe! Ja, du sollst mein Diener, mein Knecht, mein Page sein. Wie hübsch du gesungen hast. Wie treu deine Augen sehen. Wie schön dein Mund lächelt. Ach, einen solchen Knaben wünschte ich mir schon lange zum Zeitvertreib. Du sollst um mich herum-springen wie ein Reh, und meine Hand soll das zierliche kleine unschuldige Reh streicheln. Ich will mich auf deinen braunen Leib setzen, wenn ich müde bin. Ach ... « Hier errötete denn doch die hohe Frau und sah lange verschwiegen in einen dunklen Winkel des Zimmers, welches sehr prächtig schien. Dann lächelte sie wohlwollend und stand, wie sich selbst beruhigend, auf und nahm beide Hände Simons in

eine von den schönen ihrigen. »Morgen kleide ich dich als Pagen an, lieber Page. Du bist müde, nicht wahr?« und lächelte, und aus dem Lächeln küßte ihm gute Nacht entgegen. Sie führte ihn hinauf in einen, wie es schien, hohen Turm, in ein kleines, reinliches Gemach. Dort küßte sie ihn und sagte: »Ich bin ganz allein. Wir wohnen hier ganz allein. Gute Nacht!« und verschwand. Als Simon am folgenden Morgen hinunterging, stand die weiße Frau, wie wenn sie schon lange geduldig wartete, an der Türe. Sie reichte ihm Hand und Mund und sagte: »Ich liebe dich. Ich heiße Klara. Nenne mich so, wenn du mich begehrt!« Sie gingen in ein kostbares, ganz mit Teppichen ausgefülltes Zimmer, welches eine Aussicht in einen dunkelgrünen Tannenwald hatte. Hier lagen auf der reichgeschnitzten Lehne eines Stuhles schwarzseidene Pagenkleider. »Diese ziehe nun an!« – O, was für ein dummglückliches ehrlichbegeistertes Gesicht muß nun unser Kaspar, Peter oder Simon machen! Sie deutete ihm, sich darin umzukleiden, ging schnell hinaus, kam lächelnd nach zehn Minuten wieder hinein und fand Simon als den schwarzseidenen Pagen wieder, wie sie sich in träumerischen Stunden wohl einen solchen mochte phantasiert haben. Simon sah sehr hübsch aus in dem Kleid; seine schlanke Gestalt paßte vorzüglich in die enge Gefangenschaft der Pagentracht. Er benahm sich auch sofort sehr pagemäßig, schmiegte sich schüchtern und doch unbewußt an den Leib der Frau. »Du gefällst mir«, lispelte sie. »Komm, komm!«

Sie spielten nun Tag für Tag Herrin und Page, und befanden sich wohl dabei. Simon war es ernst. Er dachte, er habe nun seinen eigentlichen Beruf gefunden, worin er auch sehr recht hatte. Ob es der gnädigen Frau mit ihrer Gnade ernst war, daran dachte er keinen Augenblick, und darin hatte er

auch wieder sehr recht. Er nannte sie Klara, wenn er um ihren wollüstigen Leib dienend beschäftigt war. Er fragte sonst nichts, denn das Glück, o Leser, hat keine Zeit zum lange Herumfragen. Sie ließ sich ruhig, als wie von einem Kind, von ihm abküssen. Einmal sagte sie zu ihm: »Du, ich bin verheiratet, mein Mann heißt Aggapaia. Nicht wahr, ein teuflischer Name. Er wird bald zurückkehren. O, wie fürchte ich mich! Er ist sehr reich. Ihm gehört das Schloß, die Wälder, die Berge, die Luft, die Wolken, der Himmel. Vergiß den Namen nicht. Wie heißt er schon?« Simon stotterte: »Akka --, Akka --.« »Aggapaia, mein lieber Knabe. Schlafe ruhig darauf aus. Der Name ist kein Teufel.« – Sie weinte, als sie dies sagte.

Es vergingen wieder einige Tage und als eine Woche oder zwei verlebt waren, saßen sie, Frau und Page, eines Abends, als es schon dunkel zu werden begann, auf dem Balkon des Schlosses. Die Sterne funkelten wie verliebte Ritter hinunter auf das seltsame Paar: die modern gekleidete Frau und den spanisch kostümierten Pagen. Der griff, wie er immer abends zu tun pflegte, in die Saiten seiner Mandoline, und die Erzählung streitet mit mir über den Punkt, was süßer gewesen sei, das Spiel der behenden Finger oder die stillen Frauenaugen, welche auf den Spieler herabsahen. Die Nacht schwebte wie ein Raubvogel umher. Das Dunkel nahm zu, da hörten sie beide einen Schuß fallen im Wald. »Er kommt, Teufel Aggapaia ist in der Nähe. Bleibe ganz ruhig, Knabe! Ich stelle dich ihm vor. Du hast nichts zu fürchten!« Dennoch runzelte, die dies gesagt hatte, die Stirn, ihre Hände zitterten, sie seufzte und mischte ein kurzes Lachen unter die Flut von Beängstigung, welche sie zu verbergen bemüht war. Simon betrachtete sie ruhig; unten sagte jemand: »Klara!«

Die Frau antwortete mit einem lieblich klingenden, sonderbar hohen »Ja«. Die Stimme erwiderte und fragte: »Wen hast du da oben bei dir sitzen?« »Mein Reh ist's; mein Reh!« Wie das Simon hörte, sprang er auf, umarmte das zitternde Weib und schrie hinunter: »Ich bin's, Simon! Mehr als zwei Arme braucht es nicht, um dir zu beweisen, du Schurke da unten, daß ich ein Bursche bin, der nicht mit sich Spaß treiben läßt. Komme nur herauf, ich stelle dir meine geliebte Herrin vor!« Teufel Aggapaia, welcher wohl merkte, daß er im Augenblick ein sehr dummer, hintergangener, gehörnter Teufel sein müsse, blieb unten stehen, scheinbar, um den Angriff zu überlegen, den eine so gefährliche Lage, wie die, vor welcher er stand, erforderte. »Ein blinder, kalter, achselzuckender, frecher Schuft da oben. Meine Überlegenheit ist zweifelhaft. Ich muß überlegen, überlegen, überlegen.« Die Nacht auch, das seltsame Benehmen der Frau, die Stimme des »Buben da oben«, das rätselhafte Etwas, wofür der Teufel kein Wort fand, hießen den Teufel blindlings überlegen. Überlege, wimmerten die Sterne, überlege, schnarrten die Nachtvögel, überlege, schüttelten unklar und doch deutlich genug die Tannengipfel heraus ... »Er überlegt«, sang siegesfroh des Pagen frische Stimme. Er überlegt noch heute, der arme, schwarze Teufel Aggapaia. Er klebt an seiner Überlegung fest. Simon und Klara sind Mann und Weib geworden. Wie? sagt später einmal die Geschichte, welche hier atemringend der Ruhe bedarf.

## Skizze

Er kam an, so wie aus weiter nebelhafter Ferne. Schon das empfahl ihn. Er sah aus, wie sonst kein anderer aussah. Sie dachte: »So sieht einer aus, dem noch Gefahren bevorstehen.« Arm war er, er trug abgerissene Kleider, doch er benahm sich stolz. Seine Haltung drückte große Ruhe und große innere Freudigkeit aus. Sie dachte: »Wie herrlich muß sein Kuß schmecken.« Ferner machte er den Eindruck, als müsse er schon viel Gefallen erweckt und schon viel Interesse hervorgerufen haben, und als sei er überall dort, wo er diese beiden Dinge herausgefordert hatte, ohne einen einzigen flüchtigen Blick zur Seite zu werfen, weitergegangen.

Sie dachte: »Es ist Kühnes und Großherziges an ihm. Werde ich ihn lieben? Wert ist er jedenfalls, geliebt zu werden.«

Ferner sah er so aus, als wisse er und als wisse er es wiederum nicht im geringsten, wie anziehend er sei. Sein Benehmen hatte etwas Verlorenes, etwas Zweideutiges. Sie sagte sich: »Dieser junge Mann versteht sicherlich diskret zu sein. Ich glaube, es muß süß sein, ihm zu vertrauen. Noch schöner und noch süßer muß es sein, ihm um den Hals zu fallen und ihn zu umarmen.« Bei aller Sicherheit und Festigkeit seines Auftretens haftete ihm nichtsdestoweniger der Schimmer der Verstoßenheit und der Schutzlosigkeit an. Da dachte sie: »Er bedarf des Schutzes. Wie glücklich würde es mich machen, ihn in Schutz nehmen zu dürfen.« Jung war er und dennoch, so schien es, schon erprobt; eisernfest stand er da, das Bild der Standhaftigkeit und der Beharrlichkeit, und dennoch sah er aus, als sehne er sich nach überfließenden Weichheiten und Zutraulichkeiten.

Da berührte sie ihn, wie unabsichtlich und zufällig, am Arm. Sie errötete und dachte: »Er merkt, was ich will.« Auch er errötete. Da dachte sie sich: »Der Vortreffliche! Er achtet meiner. Er ist ein Ritter.« Er benahm sich nun in ihren Augen immer schöner, und immer mehr Stärke, Stolz und Zartheit kam aus seinem Wesen. Sie dachte: »Ich liebe. Ich darf zwar nicht lieben, denn ich bin verheiratet. Aber ich liebe.« Sie gab ihm das mit den Augen zu verstehen, und er besaß Aufmerksamkeit, Artigkeit und Intelligenz genug, um zu begreifen, was sie meinte, was sie fühlte und was sie wünschte. Und nun begann der Roman. Wenn ich jetzt kein Autor, sondern eine Autorin wäre, würde ich hieran anschließend schleunigst zwei Bände schreiben.

## Meta

Es trug sich zu, daß ich eines Nachts, nur noch dunkel erinnere ich mich der kleinen, aber rührenden Szene, von einer wilden Trinkwanderung verstört und taumelnd heimkehrend, in einer der monotonen Straßen der großen Stadt eine Frau antraf, die mich aufforderte, mit ihr nach Hause zu gehen. Es war keine schöne und doch eine schöne Frau. Entsprechend dem Zustand, in welchem ich mich befand, richtete ich allerhand mich selber höchlich belustigende, törichte, wiewohl vielleicht witzige Redensarten an das nächtliche Geschöpf, wobei ich mit der Gabe, die den Leuten eigen ist, die einen Rausch haben, merkte, daß ich ihr sehr amüsanter erschien. Noch mehr: ich gefiel ihr, und ich gewann den Eindruck, daß sie sich einer lebenswürdigen Schwäche in bezug auf mich hinzugeben begann. Ich wollte sie verlassen, doch sie ließ mich nicht los, und sie sagte: »O, geh nicht von mir weg. Komm mit mir, lieber Freund. Willst du kaltherzig sein und nichts empfinden für mich? Nicht doch. Du hast viel getrunken, du kleines Kerlchen. Trotzdem sieht man dir an, daß du lieb bist. Willst du nun böse sein und mich so schmähdlich abweisen, wo doch ich dich so rasch liebgewonnen habe? Nicht doch. O, wenn du wüßtest – – doch man darf ja den Herren nicht mit Gefühlen kommen, sonst verachten und verlachen sie unsereinen nur. Wenn du wüßtest, was ich leide unter der Kälte, unter der Leere all dieser Sinnlichkeiten, die mein trauerspielgleiches, schreckenerregendes Gewerbe sind. Ich erschien mir bis heute nur immer wie ein Ungeheuer, wert, mit Fußtritten behandelt zu werden. Ich habe jetzt eine milde, süße, fromme Empfindung in mir, erweckt durch dich, mein Lie-

ber, und du, du willst mich jetzt wieder in den Scheusal-  
abgrund zurückwerfen? Nicht doch. Bleib, bleib, und  
komm mit mir. Wir wollen die ganze Nacht verscherzen mit-  
einander. O, ich werde dich zu unterhalten wissen, du sollst  
sehen. Wer Freude hat, ist der nicht am ehesten zur Unter-  
haltung geschaffen? Und ich, ich habe jetzt, nach langer,  
langer Zeit, wieder einmal eine Freude. Weißt du, was das  
für mich, die Entmenschte, bedeutet? Weißt du das? Du lä-  
chelst? Du lächelst hübsch, und ich liebe dein Lächeln. Und  
willst du nun lieblos, und ganz entfernt von aller schönen  
Freundschaft, treten auf die Freude, die ich bei deinem An-  
blick empfinde? Willst du zerstören und zunichte machen,  
was mich glücklich, was mich, nach so langer, langer Zeit,  
wieder einmal glücklich macht? Süßer Freund! Soll ich,  
nachdem ich immer mit dem Grausen und mit dem bleier-  
nen Entsetzen mich habe einlassen müssen, nun mich nicht  
auch einmal mit dem wahrhaftigen Vergnügen befassen dür-  
fen? Sei nicht grausam. Bitte, bitte. Nein, du wirst es nicht  
bereuen. Du wirst die Stunden, mit der Verachteten und  
Entehrten zugebracht, willkommen heißen und in deinem  
Innern segnen. Sei weich und komm mit mir. Sei sonst mei-  
netwegen nie weich, aber jetzt, jetzt sei es und knüpfe ver-  
traulich an mit der Geschmähten. Sieh, wie die Tränen mir  
in die Augen kommen, und höre, wie ich flehe. Wenn du  
gehst, ohne freundlich zu mir zu sein, ist mir alles schwarz  
vor den Augen; hingegen, wenn du lieb bist, strahlt in der  
Nacht die helle Sonne. Sei du heute nacht der glückverspre-  
chende, freundliche Stern an meinem Himmel. Du bist ge-  
rührt? Du gibst mir die Hand? Du willst mit mir kommen?  
Du liebst mich? « — —

Nachwort: Könnte dies nicht Kirke sein, die den seefahrenden ritterlichen Griechen bittet, bei ihr zu bleiben? Er will heim, doch sie, sie fleht ihn an, sie nicht zu verlassen.